

Stimmt es eigentlich, dass ...



... die schlechteste Familie immer noch besser ist, als das beste Heim?

Michael Macsenaere, Institut für Kinder- und Jugendhilfe (IKJ)

Auf Grundlage der vorliegenden Wirkungsstudien ist diese Frage mit einem klaren „Nein“ zu beantworten.

Eine „schlechteste Familie“ wäre durch mehrere ausgeprägte Risikofaktoren, wie z. B. häusliche Konflikte, Erziehungsinkompetenz, psychische Erkrankung der Eltern und extreme Vernachlässigung und (sexueller) Missbrauch des Kindes, charakterisiert. Dies würde in der Regel zu schwersten psychischen und körperlichen Beeinträchtigungen des Kindes führen – bis hin zur Todesfolge. Die Wahrscheinlichkeit für einen positiven Entwicklungsverlauf hingegen ist gering und zudem abhängig von ausgeprägten Resilienzfaktoren.

Demgegenüber zeichnet sich eine „beste Heimgruppe“ dadurch aus, dass sie Rahmenbedingungen schafft, die einen positiven Entwicklungsverlauf hoch wahrscheinlich machen. Evaluationen belegen, dass dies im Rahmen der stationären Kinder- und Jugendhilfe auch tatsächlich gelingen kann – vorausgesetzt, die Einhaltung entsprechender professioneller Standards ist sichergestellt. So zeigen beispielsweise die Ergebnisse einer aktuellen Studie über sexuell übergriffige Jungen in der Jugendhilfe eine nahezu 100prozentige Erfolgsquote der untersuchten intensivpädagogisch arbeitenden Heimgruppe (Scholten et al., 2010).

Ein Blick auf die Effektstärken der „normalen“ Heimerziehung insgesamt untermauert dies noch in der Breite (IKJ, 2009): Trotz der in der Regel hohen Ausgangsbelastung der Klientel weisen ca. 60% der evaluierten Hilfen positive Verläufe auf. Davon konnten bei mehr als der Hälfte sogar große Effektstärken erreicht werden. Demgegenüber weisen nur ca. 17 % ausgeprägte negative Entwicklungen auf. Interessant ist die Gegenüberstellung von Familie und Heim durch die Untersuchung von Hansen (1994): Der Einfluss von Heimerziehung wird hier auf „weite Bereiche der kindlichen Persönlichkeit sogar positiv“ bewertet. Im Rahmen einer Heimerziehung wird allerdings der Kontakt zur eigenen Familie als bedeutsamster Faktor für alle Dimensionen der Persönlichkeitsentwicklung angesehen. Dies umfasst neben regelmäßigem Elternkontakt auch auf die gemeinsame Unterbringung mit Geschwistern im Heim. In Anbetracht der hohen Bedeutung einer professionellen Elternarbeit wird diesem Thema ein eigener Newsletter gewidmet werden.

Ein weiteres Indiz für die Überlegenheit von Heimerziehung gegenüber der „schlechtesten Familie“ liefern die wenigen Jugendhilfe-Katamnesen. Aus den untersuchten Lebensläufen nach Heimerziehung lassen sich hohe Anteile an gelungenen Entwicklungen ablesen.

So belegt Bürger (1990), dass die sozialen Teilnahmechancen erheblich benachteiligter junger Menschen durch Heimerziehung begünstigt werden und der sog. „labelling approach“ nicht bestätigt werden kann: „Heimerziehung ... ist ... in der Lage, bei der überwiegenden Zahl ihrer Adressaten, die typischerweise aus sozialstrukturell benachteiligten Schichten kommen, zu einer Verbesserung der sozialen Teilnahmechancen beizutragen. Verbreiteten genteiligen Alltagstheorien und wissenschaftlichen Theorien, die der Heimerziehung das Merkmal einer „Brutstätte der Kriminalität“ und eines Abstellgleises sozialer Teilhabe zuweisen, muß der Realitätsgehalt bestritten werden.“ (Bürger, 1990, S. 201)

Zu ähnlichen Ergebnissen kommt eine katamnestiche Studie des LWV Baden (2000): 60% der ehemaligen Bewohner geben danach an, dass sich ihre individuellen Stärken und Schwächen während des Heimaufenthaltes positiv verändert haben, 27% sehen diese als unverändert an (s. Abb. 1). Die Entwicklung nach Beendigung der Heimerziehung bewerteten insgesamt 71% als positiv und 16% als unverändert. Mit ihrer beruflichen Entwicklung sind 45% zufrieden, ebenfalls 45% sind teilweise zufrieden. Insgesamt sind 58% zufrieden mit dem, was sie in ihrem Leben erreicht haben und 36% teilweise zufrieden. Der Anteil des Heimes an der eigenen persönlichen Entwicklung wird von 71% als mäßig bis hoch eingestuft (s. Abb.).

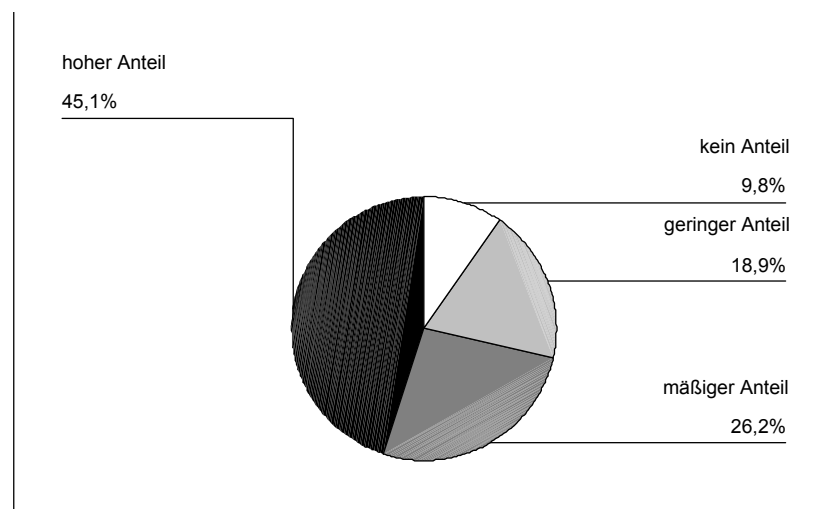


Abb.: Anteil des Heimes an der eigenen persönlichen Entwicklung aus Sicht der Ehemaligen (n=122) (LWV Baden, 2000)

Von gleichermaßen positiven Ergebnissen berichtet eine aktuelle Studie von Esser (2010), in der 344 ehemalige Heimkinder über ihre Heim-Erfahrungen zwischen 1945 und 2008 Auskunft gaben: Sie bewerteten ihre biografische Erfahrung im Heim zu 53% mit „sehr gut“, zu 31,6% mit „gut“, 6,9% mit „mittel“, 4,8% mit „schlecht“ und 3,6 % mit „sehr schlecht“ (m=1,58). Als wichtigste Wirkfaktoren benannten die Ehemaligen die Präsenz einer Bindungsperson in der Einrichtung und fachpädagogische Aktivitäten wie Sport, Musik oder erlebnispädagogische Angebote.

Fazit: Die beste Heimgruppe, wie auch Heimerziehung insgesamt, ist der „schlechtesten Familie“ deutlich überlegen. Dies belegen Effektestudien, Katamnesen wie auch Best-Practice-Beispiele aus unterschiedlichen Sichtweisen.

Weiterführende Literatur:

- Bürger, U. (1990). Heimerziehung und soziale Teilnahmechancen. Pfaffenweiler: Centaurus-Verlagsgesellschaft.
- Esser, K. (2010). Die retrospektive Bewertung der stationären Erziehungshilfe durch ehemalige Kinder und Jugendliche - Ein Beitrag zur Qualitätsentwicklung und Wirkungsorientierung. Universität zu Köln.
- Hansen, G. (1994): Die Persönlichkeitsentwicklung von Kindern in Erziehungsheimen. Ein empirischer Beitrag zur Sozialisation durch Institutionen der öffentlichen Erziehung. Weinheim.
- Institut für Kinder- und Jugendhilfe (2009): EVAS-Auswertung 2008. Gesamtbericht § 34. Mainz: Institut für Kinder- und Jugendhilfe.
- Landeswohlfahrtsverband Baden (Hrsg.) (2000). Praxisforschungsprojekt „Erfolg und Misserfolg in der Heimerziehung. Eine katamnestiche Befragung ehemaliger Heimbewohner. Karlsruhe: Eigenverlag. Scholten, H., Lachnitt, J., Klein, J. & Macsenaere, M. (2010). Sexuell übergriffige Jungen in der Jugendhilfe – (wie) kann das gut gehen? Unsere Jugend, 62 (2), 74-88.

Bislang erschienen

- Welche Erfolgsquote weisen erzieherische Hilfen auf?
- Was sind die zentralen Wirkfaktoren erzieherischer Hilfen?
- Welche (inter)nationalen Wirkungsstudien gibt es?
- In welchem Maße bestimmt die Dauer einer Jugendhilfe den Erfolg?
- Ist Kinder- und Jugendhilfe für dissoziale Klientel geeignet?
- Ist es möglich Hilfen während ihres Verlaufes systematisch zu optimieren?

Mit den Newslettern „What Works“ sollen wichtige Erkenntnisse und Aussagen aus den Wirkungsstudien kurz und prägnant aufbereitet werden, um sie für die Praxis nutzen zu können.

Redaktionsteam: Volker Abrahamczik, Julia Basan, Rudi Gasteiger, Margit Grohmann, Stephan Hiller, Prof. Dr. Michael Macsenaere, Cornelia Raible-Mayer und Dr. Jochen Ribbek